



Manchmal sind es nicht die großen Ideen aus den Ministerien, die den Unterschied machen, sondern die kleinen Einfälle aus Orten, die man auf der Landkarte erst suchen muss.

Sainte-Mondane ist so ein Ort.

Ein Dorf in der Dordogne, eingebettet in jene sanfte Landschaft des Périgord, die nach Walnüssen, Steinmauern und langen Sommerabenden riecht. Hier gehört die Nuss nicht nur zur Küche, sie ist Teil der Identität. Und genau hier, wo Tradition nicht als Folklore, sondern als Alltag gelebt wird, hat man begonnen, mit den Resten dieser Tradition zu heizen.

Nicht mit dem Kern.

Mit der Schale.

Was andernorts achtlos entsorgt oder bestenfalls kompostiert wird, liegt in Sainte-Mondane in einem schlichten Betonreservoir – rund 30 Kubikmeter davon. Ein unscheinbarer Vorrat, der eine bemerkenswerte Geschichte erzählt. Über eine Förderschnecke wandern die harten, knochentrockenen Schalen in den Heizkessel der Gemeinde und ersetzen dort klassische Brennstoffe.

Es ist kein Hightech-Wunder.

Eher ein kluger Griff ins Naheliegende.

Und genau das macht den Unterschied.

Denn während in den großen Debatten über Energie oft von Wasserstoff, Offshore-Windparks oder geopolitischen Abhängigkeiten die Rede ist, spielt sich hier eine ganz andere Form der Energiewende ab. Eine, die nicht mit Milliardenbeträgen argumentiert, sondern mit 9.000 Euro.

So viel spart die Gemeinde nach eigenen Angaben pro Jahr.

9.000 Euro – das klingt zunächst nach einer Randnotiz. Doch in einem kleinen kommunalen Haushalt ist das kein Kleingeld. Es ist Spielraum. Handlungsspielraum. Vielleicht für die Renovierung eines Gemeindesaals, für neue Spielgeräte auf dem Dorfplatz oder schlicht für ein Stück finanzieller Entlastung in Zeiten, in denen Energiepreise längst nicht mehr berechenbar sind.



Und genau da wird es politisch interessant.

Denn plötzlich geht es nicht mehr nur um Ökologie, sondern um Ökonomie. Um die Frage, wie Gemeinden ihre Ressourcen nutzen, wie sie unabhängiger werden von externen Märkten und wie Wertschöpfung in der Region bleibt, statt nach außen abzufließen.

Das Prinzip ist fast schon bestechend simpel: Was vor Ort anfällt, wird vor Ort genutzt.

Keine langen Transportwege.

Keine komplizierten Lieferketten.

Kein ideologischer Überbau.

Einfach machen.

Und ja, ein bisschen klingt das nach gesundem Menschenverstand – so nach dem Motto: Warum eigentlich nicht?

Der Clou liegt dabei nicht allein in der Technik, sondern im kulturellen Kontext. Die „Noix du Périgord“ ist kein beliebiges Agrarprodukt. Sie steht für Herkunft, Qualität und jahrhundertealte Landwirtschaft. Dass nun ausgerechnet ihre Schalen zum Energieträger werden, ist mehr als ein praktischer Einfall.

Es ist fast schon symbolisch.

Die Region heizt sich mit sich selbst.

Das mag pathetisch klingen, trifft aber einen Kern, der in vielen Diskussionen verloren geht: Energie ist nicht nur eine Frage von Infrastruktur, sondern auch von Identität. Von der Beziehung zwischen einem Gebiet und dem, was es hervorbringt.

Im Périgord ist diese Beziehung greifbar.

Und plötzlich bekommt der Begriff „Terroir“ eine neue Bedeutungsebene. Nicht nur Geschmack und Herkunft von Lebensmitteln, sondern auch die Art, wie Wärme entsteht, wird Teil dieses territorialen Denkens.

Natürlich wäre es naiv, daraus ein universelles Modell ableiten zu wollen.



Nicht jede Region verfügt über Walnüsse. Und selbst dort, wo sie wachsen, ergibt ein solcher Ansatz nur Sinn, wenn Produktion, Verarbeitung und Nutzung eng beieinanderliegen. Würde man beginnen, Walnussschalen quer durch Europa zu transportieren, wäre der ökologische Vorteil schnell dahin – und das Ganze würde ziemlich absurd wirken.

Der eigentliche Wert dieses Projekts liegt daher woanders.

In der Methode.

In der Haltung.

Denn Sainte-Mondane zeigt, dass die entscheidende Frage nicht lautet: Welche Technologie ist die modernste? Sondern: Welche Ressourcen liegen direkt vor unserer Haustür?

In Weinregionen könnten es Traubenkerne sein.

In Olivenanbaugebieten Pressrückstände.

In waldreichen Gegenden Holzreste.

Es geht um einen Perspektivwechsel – weg von der Suche nach der einen großen Lösung, hin zu vielen kleinen, passgenauen Antworten.

Und genau das fehlt oft in der politischen Diskussion.

Frankreich, mit seiner starken Zentralisierung und seinem Fokus auf strategische Großprojekte, denkt Energie traditionell in großen Linien. Atomkraft, Netze, nationale Versorgungssicherheit – das sind die Schlagworte, die Debatten dominieren. Alles wichtig, keine Frage.

Aber sie erzählen nur die halbe Geschichte.

Denn Resilienz entsteht selten im Maßstab ganzer Staaten. Sie wächst im Kleinen, in Gemeinden, in Regionen, dort, wo Entscheidungen unmittelbare Auswirkungen haben.

Sainte-Mondane ist dafür ein Beispiel, das man schwer ignorieren kann.

Hier wird die Energiewende nicht erklärt.



Sie wird gemacht.

Und zwar so, dass man sie versteht.

Man kann den Heizraum betreten, die Schalen sehen, die Technik nachvollziehen. Es ist keine abstrakte Vision, sondern eine konkrete Realität. Vielleicht liegt genau darin die größte Stärke solcher Projekte: Sie machen das Thema greifbar. Nahbar. Fast schon banal.

Und genau deshalb wirksam.

Für deutsche Beobachter hat diese Geschichte etwas Vertrautes – und zugleich etwas Fremdes. Vertraut ist der Wunsch nach pragmatischen Lösungen, gerade in Zeiten steigender Kosten und wachsender Unsicherheit. Fremd wirkt hingegen die Selbstverständlichkeit, mit der hier regionale Identität und Energiepolitik ineinandergreifen.

In Deutschland wird oft funktional gedacht.

Im Périgord auch emotional.

Und vielleicht liegt genau darin eine Lektion.

Denn Innovation muss nicht immer laut, disruptiv oder spektakulär sein. Manchmal reicht ein leises Umdenken. Ein Blick auf das, was ohnehin da ist. Und die Bereitschaft, daraus etwas Neues zu machen.

Oder, ganz einfach gesagt:

Aus Abfall Wärme.

Klingt simpel.

Ist es auch.

Und gerade deshalb so überzeugend.

Autor: C.H.